

Unter einem Dach

In einer Sendung über den MSV Duisburg habe ich etwas entdeckt, das ich im Licht der Gedanken Hannah Arendts bisher kaum wahrgenommen hatte: Fußballstadien und Fußballvereine sind Orte des Erscheinens.

Wir hatten bei diesem Wort oft auf die Schule geschaut. Auf eine Institution also, in der junge Menschen lernen sollen, vor anderen zu sprechen, sich zu zeigen, Verantwortung zu übernehmen und gemeinsam eine Welt zu gestalten. Doch in der Schule ist dieses Erscheinen streng geregelt. Es findet zugewiesenen Räumen statt, zu festgelegten Zeiten und möglichst in angemessener Form. Wer zu laut, zu körperlich, zu emotional oder sprachlich unbeholfen erscheint, wird leicht zum Störfall.

Im Stadion geht es anders zu.

Dort darf man sich verkleiden, singen, brüllen, weinen, fluchen und die eigene Mannschaft maßlos überschätzen. Menschen, die im Beruf, im Dorf oder in ihrer Stadt kaum das Gefühl haben, gesehen und gehört zu werden, treten dort mit großer Selbstverständlichkeit auf. Niemand verlangt einen Bildungsabschluss, bevor man den Mund aufmachen darf. Wer sich als Fan bekennt, gehört zunächst einmal dazu. Er trägt die Farben, kennt die Lieder und teilt Erinnerungen, die für Außenstehende mitunter unverständlich bleiben.

Der Fußballverein stellt damit eine leicht begehbbare gemeinsame Welt zur Verfügung. Man muss sie nicht erst gründen. Das Stadion steht schon da. Der Vereinsname, die Farben, die Spiele, die Siege und Niederlagen bilden einen Rahmen, in dem Menschen einander begegnen können.

Dazu gehören fast sakrale Liturgien. Der Mannschaftsbus wird empfangen, als zöge eine Prozession ein. Gesänge werden über Generationen weitergegeben. Fahnen, Schals und Choreografien verwandeln eine Menge in ein sichtbares Gegenüber. Die Fans sagen damit: Wir sind da. Wir gehören zu diesem Verein, zu dieser Stadt, zu dieser Geschichte. Ihr müsst mit uns rechnen.

Doch diese Welt reicht weit über die Spieltage hinaus.

Beim MSV kümmern sich die Zebra-Kids um schwerkranke Kinder. Bei anderen Vereinen gibt es ähnliche Initiativen, Hospizarbeit, Erinnerungsorte oder die Möglichkeit, selbst eine Beerdigung in der Nähe des Vereins zu gestalten. Es gibt Stadionkapellen, Besuche von Spielern bei kranken oder behinderten Kindern, Fanclubs für Menschen mit Einschränkungen und das abendliche Altherrenspiel auf einem Nebenplatz. Menschen, die aus dem großen Spiel längst herausgewachsen sind, bleiben miteinander sichtbar.

Ein krebskrankes Mädchen sagte in der Sendung sinngemäß, es sei ein großartiges Gefühl, wenn berühmte Spieler des MSV sie kennen und auf sie zugehen.

Für einen Augenblick ist sie dann nicht nur das kranke Kind, um das sich Ärzte, Eltern und Einrichtungen kümmern. Sie wird zu der Person, wegen der ein bekannter Spieler seinen üblichen Weg verlässt. Sie wird angesehen, angesprochen und erkannt. Sie erscheint.

Solche Initiativen entstehen nicht notwendig aus Empörung oder Erschrecken. Die Kinder werden nicht im Fußballverein krank. Einsamkeit, Trauer und die Angst vor dem Tod sind nicht durch einen schlechten Vorstandsbeschluss verursacht worden. Menschen bringen ihre private Not unter das

Dach des Vereins und entdecken dort Räume, Beziehungen und Aufmerksamkeit, aus denen etwas Gemeinsames entstehen kann.

Die Initiative beginnt dann mit einem einfachen Gedanken:

Hier könnte etwas entstehen, das Menschen brauchen.

Doch das Stadion ist kein freundlicher Gemeinschaftsraum, in dem alle nur darauf warten, Gutes zu tun. Es ist zugleich ein Ort, an dem Abgrenzung eingeübt wird. Der ungeliebte Nachbarverein liefert das notwendige Gegenüber. Man frotzelt, beschimpft und verspottet einander. Auf vernünftige Gründe kommt es dabei nicht an. Wir sind die Guten, weil wir wir sind. Ihr seid die Falschen, weil ihr die anderen seid.

In einem festgelegten Rahmen kann das ein Spiel sein. Freunde, die im Alltag aufmerksam, gebildet, freundlich und ausgleichend sind, beanspruchen beim Fußball einen Freiraum. Sie helfen ihren Nachbarn, holen unbeholfene Menschen ins Gespräch und achten sorgfältig darauf, niemanden auszugrenzen. Sobald es um den rivalisierenden Verein geht, werden die Späße plötzlich derb und rücksichtslos.

Vor dem Dortmunder Stadion wurde einmal ein Fan nach Schmäh- und Hassgesängen gegen Schalke gefragt. Er stellte sich als Grundschullehrer vor und erklärte sinngemäß, er müsse fünf Tage in der Woche korrekt und leise sein. Da müssten am Wochenende drei oder vier Stunden grenzwertiges Verhalten erlaubt sein.

Der Satz ist verständlich und erschreckend zugleich.

Menschen brauchen Räume, in denen sie nicht ständig professionell, vernünftig und vorbildlich auftreten müssen. Sie wollen laut, parteiisch, grob und unbeherrscht sein dürfen. Das Stadion muss keine zweite Schule werden. Doch aus dem Wunsch nach Kontrollverlust kann leicht ein Anspruch auf Verantwortungsverlust werden.

Manchmal genügt der Hinweis auf das ritualisierte Spiel nicht mehr. Ich habe im Stadion in Gesichter gesehen, in denen die Feindschaft nicht gespielt schien. Dort wurde nicht nur übertrieben, gefrotzelt oder eine Rolle übernommen. Dort wurde ernsthaft, schonungslos und rücksichtslos gehasst.

Als ich einmal so befremdet war, dass ich das Stadion verlassen wollte, sagte jemand zu mir: Komm mit auf die Tribüne, weg von den Stehplätzen.

Das war fürsorglich gemeint. Trotzdem blieb ein Unbehagen. Nicht der Hass sollte den Raum verlassen, sondern derjenige, der ihn kaum ertragen konnte, sollte einen anderen Platz aufsuchen.

Wenn ich in solche Gesichter sehe, werde ich tief im Innern traurig. Vielleicht weil ich dort nicht nur den Fan sehe, sondern auch den möglichen Nachbarn, Vater, Kollegen oder Lehrer. Einen Menschen, der außerhalb des Stadions vielleicht freundlich grüßt und anderen die Tür aufhält – und der in der Menge die Erlaubnis zu genießen scheint, rücksichtslos zu verachten.

Auch hasserfülltes Erscheinen kann eingeübt werden.

Erscheinen ist nicht von selbst gut. Auch der Hassende tritt hervor. Auch eine Menge kann sichtbar werden, Macht erfahren und sich gegenseitig darin bestärken, einen anderen aus der gemeinsamen Welt hinauszuschreiben.

Und dennoch sehe ich unter demselben Vereinsdach überraschend starke Gemeinschaften und Initiativen. Ich sehe Menschen, die zwischen den verschiedenen Gruppen übersetzen. Vorstände, Fanbeauftragte, Sozialarbeiter und Ehrenamtliche versuchen, Ultras, Familien, Sponsoren, Polizei, Stadt und Vereinsführung miteinander im Gespräch zu halten. Jeder Ausraster ist dabei nicht nur ein gesellschaftliches und politisches, sondern auch ein betriebswirtschaftliches Risiko. Strafen drohen, das öffentliche Ansehen leidet, Zuschauer und Sponsoren können sich abwenden.

Die Motive bleiben vermischt. Moralische Verantwortung, wirtschaftliches Interesse und die Sorge um den Verein wirken nebeneinander. Vielleicht wäre es ohnehin unrealistisch, von einer Institution moralische Reinheit zu erwarten. Entscheidend ist, ob aus den unterschiedlichen Interessen tragfähige Grenzen und Möglichkeiten zum Handeln entstehen.

Vor allem aber sehe ich die vielen Ehrenamtlichen, die unter dem Dach des großen Vereins kleine Welten erschaffen. Sie organisieren Fahrten, begleiten Kinder, sammeln Geld, richten Begegnungsräume ein, kümmern sich um Trauernde oder schaffen Möglichkeiten, auch mit Alter, Krankheit oder Behinderung Teil des Vereins zu bleiben.

Viele beginnen aus Zuwendung. Sie möchten helfen, weil sie eine Not gesehen haben oder weil ihnen selbst etwas widerfahren ist, das sie mit anderen teilen wollen.

Andere beginnen aus Widerspruch.

Sie sagen nicht zuerst: Ich möchte etwas Gutes tun.

Sie sagen:

Denen überlasse ich doch nicht das Feld.

Manchmal sind es die Krawallmacher, die so eine Initiative hervorrufen. Manchmal ist es der Vorstand, der eine Entscheidung trifft, in der Fans ihre Geschichte oder ihre Lebenswelt missachtet sehen. Menschen, die bis dahin nebeneinander im Stadion standen, schließen sich zusammen, verfassen Erklärungen, organisieren Treffen und suchen Verbündete.

Politisches Engagement beginnt häufig nicht mit einem fertigen Programm. Es beginnt mit Erschrecken.

Das darf doch nicht selbstverständlich werden.

Ein Einzelner nimmt etwas noch wahr, woran andere sich bereits gewöhnt haben. Er tritt hervor, obwohl er nicht weiß, ob ihm jemand folgen wird. Er riskiert den ersten spöttischen Spruch, das resignierte Schulterzucken und manchmal sogar eine Drohung.

Wie oft habe ich den Satz gehört: Ich würde ja auch etwas tun, wenn alle anderen etwas tun.

Doch wenn alle anderen bereits etwas tun, muss niemand mehr anfangen.

Der Anfang ist einsam und leicht verdächtig. Wer sich als Erster zu Wort meldet, gilt schnell als eitel, aufdringlich oder selbstüberschätzt. Erst später, wenn andere hinzukommen, spricht man von einer Initiative oder sogar von einer Bewegung.

Der Politiker ist in diesem ursprünglichen Sinn zunächst ein Partisan. Einer, der Partei ergreift, weil ihm etwas nicht gleichgültig ist. Er sucht mühsam nach Gleichgesinnten, bis aus einzelnen Stimmen ein gemeinsames Handeln entsteht.

Fußballvereine erleichtern diesen Anfang. Sie besitzen eine vorpolitische Infrastruktur. Menschen müssen nicht erst davon überzeugt werden, dass sie miteinander zu tun haben. Sie teilen schon einen Namen, einen Ort, Farben und Erinnerungen. Wer sagen kann: Ich bin Fan dieses Vereins, darf auch fragen: Was soll aus unserem Verein werden?

Unter diesem Dach finden deshalb beide Formen des Engagements einen Anfang.

Die eine sagt:

So darf es nicht weitergehen.

Die andere sagt:

Dafür sollte es bei uns einen Platz geben.

Die eine entsteht aus Erschreckensbereitschaft, die andere aus Zuwendung, aus privater Not, Freude, Trauer oder Sehnsucht. Manche wehren etwas ab, das die gemeinsame Welt beschädigt. Andere bringen etwas hervor, das bislang keinen gemeinsamen Ort hatte.

Beide verlassen dafür wenigstens zeitweise das Sofa.

Ich selbst bin auch gern im Warmen. Manche Erfahrungen und Einsichten meines Lebens verdanke ich gerade den Missständen, die mich hinter dem Ofen hervorgeholt haben. Nicht weil ich ständig nach einer Aufgabe gesucht hätte. Sondern weil mir etwas begegnete, bei dem das Sitzenbleiben irgendwann schwerer wurde als das Aufstehen.

Vielleicht liegt darin die politische Bedeutung des Fußballvereins. Er ist keine fertige gute Gemeinschaft. Er ist eine höchst ambivalente Welt, in der Zuwendung und Hass, Fürsorge und Rücksichtslosigkeit, wirtschaftliches Kalkül und freiwilliges Handeln nebeneinander auftreten.

Aber er bringt Menschen zusammen. Man trifft dort eher aufeinander als anderswo. Und manchmal genügt das gemeinsame Bekenntnis zu einem Verein, damit aus privater Not eine Initiative, aus Erschrecken ein Widerspruch und aus wenigen Einzelnen eine tragende Gemeinschaft werden kann.